

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 26 (1974)
Heft: 19
Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von der Jugend und ihrer Musik

Anmerkungen zum Radioprogramm

Von Zeit zu Zeit klagen Hörerbriefe, im Radioprogramm seien die Jungen bevorzugt («immer diese verrückte Pop-Musik»), während in andern Hörerbriefen genau das Gegenteil behauptet wird («immer diese blöden Ländler»). Die «Freunde der ersten Musik» gegen die «Sali-mitenand-Fans» und umgekehrt, die «Wort-zum-neuen-Tag-Hörer» gegen die Anhänger der «Autosendungs-Witzparade» und diese gegen jene: ein alter und zugestanden vereinfachter Gegensatz in der grossen Hörergemeinde. Doch was steckt hinter dem Vorwurf, die Jungen kämen am Radio zu kurz?

An zwei Beispielen soll gezeigt werden, wie Sendungen aussehen, die eher für Jugendliche gedacht sind. Jeden Mittwochnachmittag von 16.05 bis 17.25 Uhr strahlt das Radio der deutschen und der rätoromanischen Schweiz (DRS) im ersten Programm eine musikalische Unterhaltungssendung mit dem Zielpublikum Jugendliche aus. Neben dem *Pop polyglott*, einem Sendegefäss, in dem auf eine wenig schulmeisterliche Art fremdsprachige Songs, Chansons und dergleichen ins Deutsche übersetzt werden, erscheint regelmässig *Hits international*, ein Plattenmagazin mit sehr viel Musik und sehr wenig Wort. Beobachtet wurden die Sendungen vom 4. und 18. September.

Die Informationen zu den vorgestellten neuen Singles und LPs gehen kaum über die Angaben auf den Plattenhüllen hinaus. Als Aufhänger für die Ansage dient auch die – ach so weltbewegende – Angabe, auf welchem Hitparadenplatz das oder jenes Opus wo und wann stand. Auf begründete Wertungen, die man eben nicht in zwei Sätzen konzentrieren könnte, wird verzichtet. Die Sendung dürfte so richtig nach dem Gusto von jungen Tonband- oder Kassettenjägern sein. So weit, so gut, wenn wir einmal das urheberrechtliche Problem ausklammern. Kern- und Ortungspunkt der Sendung ist das «Spiel», das im Stil marketingbewusster Werbestrategen sendungsintern hochgepunctet wird. Das geht so: «Noch 36 Minuten und 40 Sekunden bis zur Stunde Null, bis zu unserm Spiel um eine LP um viertel vor fünf.» Was dabei vermarktet wird, sind – in unserm Fall berndeutsche – Rätselfragen wie: «Wir spielen eine Single, und die Musik, die ihr hören werdet, stammt von zwei Komponisten... Einer der beiden Komponisten erinnert an einen amtierenden schweizerischen Bundesrat ... Welcher Bundesrat ist mit der Ähnlichkeit gemeint?» (Es war Bundesrat Ritschard.) Die Stunde Null dauerte knapp sechs staatsbürgerliche Unterrichtsminuten lang.

Von ganz anderem Zuschnitt war ein Porträt von zwei jungen Troubadours aus Basel (11. September). Philipp Flury stellte die Sänger Ernst Born und Claude Mesmer vor. Das zwanglose Gespräch leuchtete erfrischend hinter die Kulissen, bestand so ganz und gar nicht aus Fragen- und Antwortklischees. Ambitionslos und ungezwungen plauderten die beiden Musiker von sich und ihren Songs, spontan und, wie es schien, ehrlich sprachen sie von den Gefühlen und Erfahrungen, die sie in ihre Musik hineinlegen. Wohl mögen sich darin viele junge Menschen wiedererkennen. Man hätte sich diese konkrete Sendung auch kaum anders vorstellen können. Doch fragt sich, ob allein eine solch individuelle, fast intime, völlig in die Privatsphäre aufgelöste Sicht der Dinge den grundsätzlichen und generellen Problemen von jungen Menschen gerecht wird.

Damit ist ein Radiothema angeschnitten, das schon seit langem immer wieder besprochen wird, vor allem im Zusammenhang von Strukturplanänderungen. Das

Programm weist eine Lücke auf, die schon lange hätte geschlossen werden sollen. Es fehlen informative Sendungen für das Zielpublikum Jugendliche ab etwa 15 Jahren. Zwar richtet sich eine ganze Reihe von Sendegefässen auch an diese Altersgruppe: Montags präsentiert Christian Heeb in *Pick-up!* Noten und Notizen für Teens und Twens; am Mittwoch stellt Jürg Marquard in der *Radio-Hitparade* Bestseller auf dem Plattenteller vor; daran schliesst sich jeweils eine zielgruppenorientierte informative Sendung über Pop, Rock, Folk und dergleichen an; donnerstags steht *Pop 74* im Programm, allerdings zu einer Zeit (23.30 Uhr), da Lehrlinge von Pop vermutlich eher träumen; am Samstag unterhält das Musikmagazin *5 nach 4*. Insgesamt also etwa 360 bis 400 Minuten lang pro Woche sendet Radio DRS für ein Zielpublikum, das man als jugendliche Hörer bezeichnen könnte. Doch damit ist eigentlich sehr wenig gesagt, bloss ein Trend angezeigt, weil nämlich die hier genannten Sendungen nicht ausschliesslich von Jugendlichen gehört werden und Jugendliche nicht ausschliesslich diese Sendungen hören.

Aufschlussreicher ist jedoch die Feststellung, dass in all diesen Sendungen nicht die Jugend, sondern ihre Musik Gegenstand des Inhalts ist. Dagegen wäre an sich gar nichts einzuwenden, wenn die Jugend in andern festen Sendegefässen und Programmsparten anwesend wäre. Das ist aber, abgesehen von den Kinder- und Jugendstunden, gerade nicht der Fall. Das Bild des Radios DRS über die Jugend ist also sehr einseitig von ihrer Musik her geprägt. Wahrscheinlich hängt dies zum Teil mit der Eigenart des Radios überhaupt zusammen; das Radio lebt wesentlich vom Musikhören her. Die Französin Gisèle Brelet trifft, noch weiter ausholend, den Kern der Sache, wenn sie sagt: *La radio, c'est précisément le monde entier réduit à son essence musicale.*» Dieses Bild der Jugend am Radio ist letztlich ein übernommener und abgebildeter Ausdruck der Zeit, in der wir leben. Umgekehrt aber prägte und prägt das Radio diese Zeit, indem es schöpferische Kräfte freilegt und kanalisiert. Das Radio registriert nicht nur, was heute als Bild der Jugend gilt; es kann diesem Bild einen eigenen Zug beifügen. Deshalb sind Informationssendungen am Radio *über* Jugendliche, das heisst auch *für* Jugendliche und *mit* Jugendlichen, notwendig. An Themen würde es nicht fehlen. Man müsste bloss fragen: Wo drückt der Schuh bei Lehrlingen, Schülern, Studenten, jungen Arbeitnehmern, also bei jenen Leuten, die laut ausländischen Untersuchungen mehr Radio hören und die vor allem erheblich weniger fernsehen als die andern Altersgruppen? Wieweit der Programmstrukturplan 1975 – eine Orientierung darüber soll gegen Ende Oktober erfolgen – eine Änderung oder Verbesserung in die hier skizzierte Richtung bringen wird, bleibt abzuwarten. Zumindest müsste das Anliegen in einem längerfristigen Prozess von Reformen aufgefangen werden können.

Sepp Burri

Unheimliche Präsenz

Zu den kirchlichen Sendungen am Bettag im Fernsehen

Die Fernseh-Christen dürften zufrieden sein: Am Morgen wurde der «Ökumenische Gottesdienst zum Bettag» aus der evangelischen Kirche Vaduz übertragen, in «Tatsachen und Meinungen» über kirchliche Probleme der Gegenwart diskutiert, es folgte im Hauptprogramm der deutsche TV-Film «Sieben Tage», eine kritische Reflexion über den Beruf des evangelischen Pfarrers, und gewissermassen als – allerdings bedeutungsvolle – Drübereingabe wurde am Montag in der Sendung «Aus erster Hand» der katholische Theologe Prof. Dr. Hans Küng interviewt. Kirchliche Präsenz fand in geballter Form statt, und es wäre gelogen, wollte man behaupten, es seien von den vier Sendungen nicht mindestens zwei auch für den passiven Christen oder gar den Atheisten von besonderem Interesse gewesen.

Ein Wort von draussen

Die Übertragung von Gottesdiensten bleibt eine umstrittene Sache. Bei vielen Leuten – vor allem bei solchen, für die der Kirchgang aus physischen Gründen problematisch geworden ist – erfreut sie sich grosser Beliebtheit, und das allein rechtfertigt schliesslich, dass sie im Programm fortbesteht. Das Gemeindeerlebnis indessen – man kann es nicht genug betonen, und es ist erfreulich, dass auch Dr. Guido Wüest, Abteilungsleiter beim Fernsehressort «Religion und soziale Fragen», dieser Einsicht nicht widerspricht – findet ausschliesslich in der Kirche oder in der persönlichen Begegnung mit Mitchristen statt. Fernsehen und Radio bleiben hier kläglicher Ersatz. Im Bewusstsein darum kann zumindest die Idee der Fernsehleute, am eidgenössischen Bettag gewissermassen von aussen ein Wort in die Schweiz hereinzuholen, als originell bezeichnet werden.

Versöhnlich und ein wenig langweilig

Kaum zufriedenstellend war die aktuellen kirchlichen Problemen gewidmete Sendung «Tatsachen und Meinungen» unter der Leitung von Willy Kaufmann, an der Bischof Dr. Johannes Vorderach (Chur), Dr. Albert Ziegler (katholischer Studentenseelsorger und Sozialethiker), Dr. Walter Sigrist (Präsident des evangelischen Kirchenbundes) und Prof. Dr. Hans Ruh (Leiter des sozial-ethischen Institutes) von zwei Journalisten – Konrad Rudolf Lienert (Tagesanzeiger) und Hanno Helbling (NZZ) – befragt wurden. Zu machen war dabei allerdings für den Leiter nicht allzu viel, denn die Diskussionsteilnehmer steuerten einen weichen, versöhnlichen Kurs, spendeten der andern Konfession Blumen, nahmen in christlicher Demut Schuld auf sich und waren nett miteinander. Niemand war bereit, bestehende Konflikte auszutragen, und so verlor man sich auch bei so brisanten Themen wie der Präsenz der Kirche in politischen Fragen, die Bremswirkung auf kirchliche Aktivität und Erneuerung durch die sogenannte schweigende Mehrheit usw. an der Oberfläche und – um es einmal böse auszudrücken – in frommen Sprüchen. Ein flaves Christentum wurde hier angeboten, ein langweiliges und letztlich doch wohl auch falsches Bild des konfessionellen Friedens an die Wand gemalt, und es musste erstaunen, dass keiner der beiden Fragesteller einmal versuchte, das Gespräch von theoretischen Überlegungen weg zur Praxis hinzuführen. Aber das hätten wahrscheinlich nur zwei vom Christentum und seiner Botschaft überzeugte Journalisten fertigbringen können, und nicht Vertreter jener weitverbreiteten Auffassung, wonach das Christentum einfach ein sozial-ethisches Gefüge, eine Ideologie unter andern ist.

Kein Werkzeug der Kirchengegner

Dastrahlte vom Gespräch zwischen Prof. Dr. Hans Küng mit Alfons Matt und Prof. Dr. Arnold Künzli eine ganz andere Kraft aus. Küng, aus Anlass zum Erscheinen seines neuen Buches («Christ sein») interviewt, erwies sich nicht nur als brillanter Rhetoriker, der offenbar mühelos formuliert, sondern auch als klarer Denker und überzeugter Glaubensmann. Im Zentrum des Gesprächs, das die beiden Interviewer den rednerischen Fähigkeiten Küngs gut anpassten, standen des Theologen umstrittene Reformversuche an der römisch-katholischen Kirche und die daraus resultierenden Reaktionen. Zweierlei löste sich klar aus dem komplexen Problemfeld heraus: Einmal, dass Küng alles andere als ein Dissidenter ist, sondern versucht, eine Kirche, die sich in vielen Dingen selbst genügt und für sich selber da ist, wieder in den Dienst der Bedürfnisse des Menschen zurückzuführen. «Ich rede *für* den Papst», meinte Küng einmal, und er distanzierte sich mit aller Deutlichkeit von jenen, die ihn zum Alibi und Werkzeug ihrer eigenen antikirchlichen oder gar antichristlichen Haltung machen wollen. Zum andern wurde klar, dass Küng immer dann auf Widerstand trifft,



Durch die Umstände zum Zweifler geworden: Pfarrer in «Sieben Tage»

wenn er das Machtgefüge Roms – gewissermassen die politische Struktur des Vatikans – in Frage stellt. Hier nun, scheint mir, wird der Kampf, den der Tübinger Professor angetreten hat, geschlagen: durch die Anpassung Küngs, die kaum erwartet werden kann, oder durch die Besinnung Roms auf eine katholische Kirche ohne das Vorzeichen «römisch», was wohl der Wunsch vieler Katholiken sein mag, aber doch in sehr ferner Zukunft liegt, könnte er entschieden werden. So wird es zu einem Stellungskrieg kommen, der je nach Liberalität oder Konservatismus der jeweiligen Kirchenführung die eine oder die andere Seite im Vorteil sieht. Bewundernswürdig ist die Kraft und die von einem tiefen Glauben geprägte Überzeugung, mit der Küng seine Anliegen vertritt. Die Katholiken müssten eigentlich stolz sein auf einen Bruder, der Christentum ernsthaft und doch mit einer so heiteren Freude vorlebt.

Mangelndes theologisches Rüstzeug

Jene Glaubenskraft, die Küng ausstrahlte, hätte man auch jenem durch Wilfried Klaus gespielten evangelischen Pfarrer in Rainer Erlers Fernsehfilm «Sieben Tage» gewünscht. Hier wird dem Zuschauer in sieben Bildern und ebenso vielen Amtsberreichen ein Seelsorger vorgestellt, der durch die Umstände zum Zweifler geworden ist, seine Überzeugung und damit auch seine Kraft verliert. Der Film, hervorragend gespielt und unter Einbezug des Brechtschen Verfremdungseffektes glänzend inszeniert, ist wohl Grundlage zu einer Diskussion über das Amt des Pfarrers in einer Kirche, die sich mehr und mehr institutionalisiert, während sie ihr Volk verliert, bleibt aber doch beim Einzelfall stecken, der zwar für viele beispielhaft sein mag, aber letztlich kaum verallgemeinert werden kann. Es sei denn, alle Pfarrer seien theologisch so schlecht ausgerüstet, wie der hier dargestellte. Hier hat, glaube ich, der schweizerische Beitrag von Vreni Meier, «Pfarrer zwischen zwei Welten», die Kernprobleme eines «Berufes in der Krise» exemplarischer dargestellt.

«Sonntagskirche»

«Unheimliche Präsenz»: Die Überschrift zu diesen Randbemerkungen über vier kirchliche Sendungen am Deutschschweizer Fernsehen ist durchaus zweideutig zu verstehen. Er beschreibt die Quantität wie auch das Unbehagen darüber. Die Befürchtung ist gross, dass man den Anliegen der Kirche nun wieder einmal gerecht geworden ist, so dass man sie ruhig ein wenig vergessen kann, vielleicht bis zum nächsten Feiertag. Damit aber leistet man der Alibifunktion kirchlicher und religiöser Sendungen, wie sie Pfarrer Hans-Dieter Leuenberger im nachfolgenden Artikel beschreibt, ernsthaft Vorschub. Zum ändern sollten sich die Verantwortlichen für kirchliche Sendungen einmal von der Überlegung leiten lassen, dass Kirche nicht an Sonn- und Feiertagen, sondern im grauen Alltag stattzufinden hätte. Weil die Kirche das selber vielfach nicht mehr weiss und ihr Angebot auch auf den Sonntag ausrichtet, könnte hier das Fernsehen eine Funktion ausüben, die weit bedeutsamer ist als «Das Wort zum Sonntag» und die regelmässige Übertragung von Gottesdiensten. Im gegenwärtigen Zustand ist die kirchliche Präsenz am Bildschirm nicht viel anderes als eine Konkurrenz zum Sonntagmorgen-Gottesdienst. Just das sollte eigentlich vermieden werden. Urs Jaeggi

Betttag findet am Bildschirm statt

Im Juni dieses Jahres fand an der katholischen Akademie Hamburg eine Tagung statt, die unter dem Thema «Die festliche Verlegenheit» der Frage der Gestaltung der kirchlichen Festtage im Programm von Fernsehen und Radio galt. Das Problem ist alt, und gejammert wird ebenfalls jedes Jahr. Die einen finden die Medien trügen dem Gehalt des Feiertages zu wenig Rechnung, und die anderen sind erbost, wenn am gleichen Tag auch nur eine Sendung läuft, die von ferne an Sport oder Unterhaltung erinnert.

Als Folge davon macht sich unter den Programmachern wachsende Unsicherheit breit. Die herannahenden Festtage werden zum Albtraum, wer es richten kann, nimmt seine Ferien so, dass sich der Kollege oder der Untergebene mit diesem Problem herumschlagen muss. Ein erstes Ergebnis der Tagung war, dass sich diese Erscheinung nicht nur im Schweizer Fernsehen und Radio zeigt, sondern auch den deutschen Sendern zu schaffen macht. Es war wohl das erstemal, dass so viele unmittelbar Betroffene beisammen waren und so viel und interessantes Material zum ganzen Fragenkomplex zur Verfügung stand. Wozu gibt es eigentlich Zuschauerforschung? Um die Wünsche und den Geschmack des Publikums zu ergründen; auch für die kirchlichen Feiertage. Und siehe da, mehr als 80% des Publikums wünscht am Feiertag Besinnlichkeit, und zwar in der Form von Gottesdienst, Meditation, religiösem Dokumentarfilm usw. Je mehr, je lieber. Publikumsforscher sind aber hinterhältige Leute. Als ein so konzipiertes Programm gelaufen war, fragten sie die gleichen Leute, wie es ihnen gefallen habe. Das Ergebnis war erschütternd. Kaum 20% hatten von diesem Angebot Gebrauch gemacht. Wo waren die anderen 60% an Pfingsten und in der Karwoche geblieben? Die Antwort ist leicht: weg von zu Hause, im Auto, im Süden im Grünen. Warum nicht, der Festtag findet ja am Bildschirm statt. Wenn man weiss, dass das Fernsehen Karfreitag feiert, kann man sich getrost in die Blechlawine einreihen, es ist ja dafür gesorgt, dass Kirche und Religion nicht vergessen werden. Wenn das Fernsehen Betttag feiert, brauche ich nicht zu beten.

Dieses Ergebnis ist wahrlich niederschmetternd für die Programmacher. Sie werden gezwungen, ein Programm zu konzipieren, das nur von einer verschwindenden Minderheit wirklich gehört und gesehen wird. Aber wehe, wenn die religiösen Sendungen an Feiertagen auch nur um eine reduziert würden. Mehr als 60% der

Zuschauer würden sich einmütig erheben gegen die Zumutung der Massenmedien, für die Feiertage künftig nicht mehr die Alibifunktion zu übernehmen. In meinem Archiv würden sich die Briefe häufen, die fast alle gleich beginnen: «Ich hatte zwar am Bettag (oder Ostern, Pfingsten) keine Gelegenheit das Fernsehprogramm zu sehen, aber mein Nachbar, meine Tochter, ein Kirchgemeinderat, ein Blick ins Programmheft haben mir gesagt, das ...» Wichtig ist also nicht, was gesendet wird, sondern dass Religion im Programmheft steht.

Programmmacher, Kritiker und Medienfachleute mögen die Wirkung des Fernsehens in unserer Gesellschaft noch so herunterspielen, sie ist auf gewissen Gebieten eben doch grösser als man wahrhaben will. Unsere Gesellschaft neigt im Augenblick dazu, nur das als Tatsache und relevant zu akzeptieren, was im Fernsehen berücksichtigt wird. Daher das Feilschen um Sendungen und Sendeminuten. Wer oder was nicht im Fernsehen gezeigt wird, ist zur Anonymität, zum Nichtsein verdammt. Das schlimmste und auch gefährlichste Ergebnis der Hamburger Tagung war die Erkenntnis, dass gerade die Kirchen sich dieser Gesetzmässigkeit am meisten unterworfen fühlen. Sie scheinen weitgehend ihr Selbstvertrauen verloren zu haben und werfen sich heute, nach jahrelangem Zieren, hilfesuchend an die Brust der Massenmedien. Dass sie Gefahr laufen, so ihre Unabhängigkeit und vor allem ihre Unbefangenheit zu verlieren, scheinen sie noch nicht zu merken.

Der Chef der Programmplanung des Fernsehens DRS, der übrigens diese Tagung auch besuchte, erzählte mir eine diesbezüglich sehr aufschlussreiche Geschichte, die sich öfters zu wiederholen scheint. Da gibt irgendein Verein dem Fernsehen bekannt, dass er demnächst ein Jubiläums- oder sonstiges Fest zu feiern gedächte, mit Tombola, buntem Abend und was sonst noch so dazugehört, und dass dies doch eigentlich der gegebene Anlass sei, um das Fernsehprogramm zu bereichern. Wenn dann von seiten des Fernsehens behutsam abgewinkt wird, da man doch andere Programmprioritäten setzen müsse, aber im übrigen viel Glück und Freude zu diesem Anlass wünsche, dann kommt die resignierte Reaktion. «Ja wenn das Fernsehen nicht dabei ist, dann machen wir halt das Fest überhaupt nicht». Wird es einmal soweit kommen, dass das Wort «Verein» durch das Wort «Kirche» ersetzt werden muss?

Hans-Dieter Leuenberger

Bücher zur Sache

Meinungsspektrum zur SRG-Trägerschaft

Die künftige Ausgestaltung der Trägerschaft von Radio und Fernsehen in der Schweiz, in: Civitas 29 (1974), Nr. 9/10, S. 597–628, und Nr. 11, S. 693–724, zusammen Fr. 5.– (Sekretariat des Schweiz. Studentenvereins, Mythenquai 26, Postfach, 8027 Zürich)

Die Monatsschrift des Schweizerischen Studentenvereins, «Civitas», die unter der redaktionellen Verantwortung von Willy Kaufmann steht, bringt die Ergebnisse einer Umfrage über die künftige Ausgestaltung der Trägerschaft von Radio und Fernsehen in der Schweiz. Die Antworten fallen, je nach dem Standort der Antwortenden, vielseitig aus.

Thomas Feitknecht, Redaktor am «Bund», fragt, ob die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) noch zu retten sei und meint ja, nämlich durch eine Reaktivierung der lokalen Gesellschaften. Kompetente Vertreter der Trägerschaft in den entscheidenden, deutlich definierten und einfachen Organen der Trägerschaft als Voraussetzung für kompetente Kader in der Programminstitution fordert Hans O. Staub, Chefredaktor der «Weltwoche». Jean-François Aubert macht Anmerkungen zum Monopolcharakter der SRG und zu damit zusammenhängenden Proble-